

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Otto Flake
Die Monthiver-Mädchen

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Man schrieb das Jahr 1801. Auch Zahlen haben ihr geheimes Leben. Das letzte Jahrzehnt des alten Jahrhunderts stand hinter den Menschen gleich einer Nebelwand aus Pulverdunst, Blutgeruch und Haßgeschrei – das neue lag vor ihnen wie zu Füßen des Schwarzwalds die gartenhafte Ebene, die aller Sanftheit voll ist: Die Sonne des Friedens war aufgegangen.

Der Karlsruher Hof atmete freier. Kaiser und Reich hatten sich im Februar zu Lunéville mit Bonaparte geeinigt; die Markgrafschaft war der Gefahr ledig, zwischen dem österreichischen und dem französischen Mahlstein zerrieben zu werden. Reitzenstein in Paris hatte recht behalten: Baden mußte, um sich selbst zu behaupten, mit dem gehn, der mächtiger war. Der Mann, der mächtiger war, hatte dem Markgrafen Gebietszuwachs in Aussicht gestellt.

Ungeachtet seiner dreiundsiebzig Jahre machte Karl Friedrich jeden Morgen, nachdem er in der Bibel oder auch den Oden Klopstocks gelesen hatte, seinen Spazierritt durch den Karlsruher Forst. Die Gärten hinter dem Schloß gingen in die Wälder über, ein eisernes Tor lag dazwischen; auf dem Heimweg stieg der Fürst, wenn das Wetter schön war, hier ab, um zu Fuß durch die Anlagen zurückzukehren.

Die Fläche bis zum achteckigen Turm hin, der seltsam genug für sich allein hinter dem Schloß aufragte, war mit Rasen bedeckt. Weimutskiefern, Ginkgo, Liriodendron verteilten sich darüber. Es war Ende April; die Amseln, soweit sie das männliche Schwarz trugen, sangen im jungen Grün der Äste und überließen das Würmersuchen den grauen Weibchen unten, die mit komisch raschen, ruckweisen Bewegungen übers Gras hüpfen.

Eine Gruppe wandte dem Markgrafen den Rücken zu. Der Mann, der den Arm über die beiden Knaben hinweg nach dem Ginkgo ausstreckte, war Hartweg, Direktor der Gärten; der im grünen Rock, der eben eine Prise nahm, Professor Frey, der

Erzieher der jungen Grafen. Sie hießen Leopold und Wilhelm und kannten den Ginkgo, der im Winter seine gelben Früchte abwarf, wohl: die Früchte sahen wie Mirabellen aus und rochen, wenn sie verwesten, erstaunlich echt nach Hundekot.

Eben erzählte Hartweg, mit welchen Kosten und Umständen alle diese japanischen und amerikanischen Bäume vor zwölf Jahren aus Aranjuez herbeigeschafft worden waren – fast hätte der Ausbruch der Französischen Revolution dem ausgesandten Gärtner den Heimweg verlegt.

Als die Wirkung der Prise kam, zog der Professor sein blaues Taschentuch und nieste hinein. Zwischen dem vierten und fünften Male fand der Markgraf, der inzwischen die Gruppe erreicht hatte, Gelegenheit, »Wohl bekomm's« zu sagen. Alle drehten sich um; die beiden Herren nahmen die Hüte vom Kopf, die Knaben riefen »Vater!« und küßten dem greisen Fürsten, der anderweitig schon Urgroßvater war, die Hand.

Leopold zählte elf, Wilhelm neun Jahre; sie stammten aus der zweiten, späten Verbindung mit dem Hoffräulein von Geyer, die zur Freiin Hochberg und vom Kaiser während der Kriege mit Frankreich nicht ohne Absicht zur Reichsgräfin Hochberg gemacht worden war. Im Schloß lebten noch zwei andere Kinder aus dieser Ehe zur linken Hand von sieben und fünf.

Wilhelm, ein frisch dreinschauender Junge, hielt sich straffer als Leopold. Der Markgraf bedeutete ihnen, beim Gärtner zu bleiben, und forderte den Professor auf, ihn zu begleiten. Er erkundigte sich nach den Fortschritten der Knaben; für Erziehungsfragen hatte er als Sohn des achtzehnten Jahrhunderts und Lavaters Freund den besten Willen, auch guten Sinn.

Der Markgraf war kein Tyrann; es hatte eine Zeit gegeben, wo er bei den Schriftstellern Europas den Ruf eines vorbildlichen Fürsten genoß, und doch mußte Frey, dem die deutsche Unterwürfigkeit im Blute saß, sich erst durch einen Blick in den blauen, frohen Morgen Mut holen. Er gab seiner hochfürstlichen Durchlaucht zu bedenken, daß es an der Zeit sei, Leopold und am besten gleich Wilhelm dazu in die französische Sprache einzuführen. Man hatte Tissot zur Hand, von dem schon die Söhne des Markgrafen aus erster Ehe unterrichtet worden waren, und er wagte auch anzudeuten, daß heute, angesichts der neuen engen Beziehungen zu Frankreich... Der Markgraf unterbrach ihn:

»Hat Zeit, das fremde Zeug«, sagte er und bekam einen hals-

starrigen Zug. Anno dreiundneunzig unseligen Angedenkens hatte er seinem Hof verboten, französisch zu sprechen und welsch zu tanzen. Genützt hatte es freilich nicht viel, die Frauen ließen sich beides nicht nehmen. Die dürren Halsfalten zitterten; nach Greisenart vergaß er den Begleiter und verlor sich in Erinnerungen an all das Böse, das die Revolutionsgenerale ihm angetan hatten: die verschiedenen Fluchten, die Aushebungen, die Plünderungen, die Aufrufe, eine Republik aus der Markgrafschaft zu machen, den Bündniszwang, die Ohnmacht und die Abhängigkeit.

Frey schweig und drehte unruhig die Tabaksdose zwischen den Händen, die auf dem Rücken lagen.

»Was noch?« fragte der Markgraf. Frey schaute zum Dachstock des Schlosses hinauf, wo das Zimmer seiner beiden Zöglinge lag. Es hatte weißgekalkte Wände, die Sonne schien durch drei Fenster darauf, das Weiß strahlte ungebrochen in die Augen und war ihnen schädlich. Wenn Durchlaucht geruhen wollten, konnte man grüne Tapeten anbringen, Grün war die Farbe der Natur, keine wohltuender als sie.

»Wir werden das gleich im Geheimen Rat vorbringen«, beschied der Markgraf und entließ den Professor, just in dem Augenblick, als sich im ersten Stock ein Fenster öffnete und eine schwarzhaarige Frau mit vollen, kräftigen Zügen erregt ein Zeitungsblatt zu schwenken begann.

Der Professor machte der Gräfin Hochberg eine Verbeugung so tief, als sei Sonntagscour, und wandte sich seufzend zu seinen Zöglingen zurück. Lieber wäre er in die Stadt geeilt, um zu erfahren, was da im Hamburger Korrespondenten stand. Diese Zeitung schien wieder einmal allen Stafetten und Hofkurieren mit einer wichtigen Nachricht aus der großen Welt zuvorgekommen zu sein. Es hatte sich öfter zugetragen, daß der Markgraf oder seine Schwiegertochter, die Erbprinzessin, deren Töchter nach Rußland, Schweden und Bayern verheiratet waren, von Familienereignissen, die sie angingen, zuerst durch jenes Blatt vernahmen.

Was half es, neugierig zu sein? Die Pflicht ging voran, und da der gute Frey Mathematiker war, so freute er sich, dem wachen, klugen Wilhelm die mathematischste Anlage der Welt an Ort und Stelle zu erklären.

Wenn es irgendwo, dozierte er, ein Gemeinwesen gab, das mit dem Zirkel gegründet worden war, dann Schloß und Stadt

Karlsruhe. Sein Nabel war das Achteck des Turms. Zum Zeichen dessen, daß Leben Wachstum um einen Mittelpunkt sei, hatte man ihn Anno fünfzehn des vergangenen Jahrhunderts inmitten jagdfroher Wälder errichtet, dann erst die Front des Schlosses und die beiden abspringenden Flügel davorgelegt. Zweiunddreißig Alleen strahlten von ihm aus. Eine Abseitsresidenz, nicht eine Stadt hatte hier entstehen sollen, und wenn es doch eine Stadt geworden war, so hatte sie sich ihr Recht wider die Absicht des Fürsten ertrotzt.

Leopold hörte gleichgültig zu; in den Augen Wilhelms entzündete sich ein Licht; er verstehe nun, sagte er, weshalb die in einer Bogenlinie gebauten Arkadenhäuser auf der Südseite des Schlosses kurzweg Zirkel genannt wurden – die eine Hälfte des um den Schloßturm geschlagenen Kreises waren sie, die andere ging durch den Forst und schnitt die ausstrahlenden Alleen.

Inzwischen hatte der Markgraf im Boudoir der Gräfin die Nachricht aus Hamburg gelesen. Sie war kurz und über Stockholm in die Zeitung gelangt: Am Petersburger Hof hatte in der Nacht vom dreiundzwanzigsten zum vierundzwanzigsten März eine Offiziersverschwörung Paul I. um Thron und Leben gebracht und seinen Sohn Alexander zum Zaren gemacht.

Dem alten Mann stieg das Blut in den Kopf, dann sank es zurück, und er wurde erschreckend blaß. Besorgt legte ihm die um vierzig Jahre jüngere Gattin, die in der Blüte der Dreißig stand, die Hand um den Arm. Mit starkem schwarzem Haar, großen schwarzen Augen und vollgeschweiften Lippen glich die matthäutige Frau, deren Vorfahren in Österreich ansässig gewesen waren, eher einer Italienerin als einer Deutschen.

Eine Flut von Empfindungen stürzte durch den Markgrafen hin. Sein erster sorgenvoller Gedanke galt der blonden schönen Enkelin, die nun, wenn Gott es fügte, mit Einundzwanzig Zarin des mächtigen Reiches wurde, des einzigen auf dem Kontinent, das Bonaparte Schach bieten konnte – der zweite der Stärkung, die sein Haus und seine Stellung dem Ersten Konsul gegenüber erfuhren.

Paul hatte Baden seine französische Politik nicht verziehen und dem Erbprinzen die Ehrenpension als russischer General gestrichen – von Alexander wußte man, daß er die Teilnahme Rußlands am Krieg gegen Frankreich nicht gebilligt hatte; so mußte Bonaparte alles tun, um ihn sich warmzuhalten, und wenn Baden in Paris erreichen wollte, daß man ihm Offen-

burg oder Ettenheim oder gar den Breisgau gab, so hing es in letzter Hand von dem allzu jungen Zaren ab, der ohne diesen Mord vielleicht noch jahrzehntelang das Leben eines unterdrückten Thronfolgers hätte führen müssen.

Ein schrecklicher Verdacht stieg in dem milden Fürsten auf, der als erster in deutschen Landen den Schandkarren und die Leibeigenschaft aufgehoben hatte: Waren die Hände Alexanders mit dem Blute des Vaters befleckt? Alle Grundsätze des Legitimisten empörten sich gegen die Vorstellung, daß man eine Krone Mord und Revolution verdanken könne. Früher, in seinen guten Jahren, hatte er mit dem Rundkopf einem seiner eigenen Geheimräte geglichen; der Kopf war nun kahl wie eine Billardkugel. Er fuhr mit der Hand über die arme Stirn, hinter der die Gedanken nicht mehr so rasch wie ehemals sich folgen wollten. Vom Mund löste sich ein Rinnsal und floß auf den Rock. Beschämt wischte er es ab und warf der Gräfin einen scheuen Blick zu.

Sie tat, als habe sie nichts bemerkt, und setzte ihm die Stärkung vor, die er nach dem Ritt bei ihr zu nehmen pflegte, ein in Kognak geschlagenes Ei und ein paar Löffelchen des kostbaren Kaviars, mit dem die Enkelin in Rußland ihn versorgte.

»Rußland ist weit, und wer zuviel fragt, hört mehr, als ihm lieb ist«, sagte die Gräfin; »tue, was alle tun, kondoliere und gratuliere in einem – ich würde Geusau schicken, es ist nicht seine erste Reise nach Rußland.«

»Weiß Amalie schon?« fragte er.

»Gewiß nicht«, erwiderte sie, »sonst wäre sie schon hier. Bedenke, was diese Nachricht für sie bedeutet; Mutter einer Zarin wird man nur einmal.«

Die Stutzuhr auf dem Kamin schlug zehn. Karl Friedrich stand auf; es war Zeit, in den Geheimen Rat zu gehen, den er heute zu sich ins Schloß gebeten hatte. Als er das Vorzimmer der Gräfin durchschritt, sprang von der Wartbank der Leibmedikus Schrickel auf, der seine Familie betreute.

»Was machen unsre Silberbarren, Doktor?« fragte Karl Friedrich; »haben sie sich schon in Gold verwandelt?«

»Die Sonne scheint noch nicht heiß genug, Hochfürstliche Durchlaucht«, erwiderte der Arzt, »ich setze alle Hoffnung auf die Hundstage.«

»Zehntausend Florin – zehntausend! Sind kein Kinderspiel«, sagte der Markgraf ärgerlich. Es war eine wenig angenehme Er-

innerung. Eines Tages war Schrickel gekommen und hatte erklärt, es sei ihm gelungen, der Natur ein Geheimnis zu entreißen: Wenn man Silber in ein Bad von Vitriolöl lege und der göttlichen Kraft der Sonne aussetze, verwandle es sich in Gold. Die Gräfin, die nie aus den Schulden herauskam, hatte sich mit dem geläufig daherredenden Arzt verbunden, und er, der Fürst, in dessen ehemals so wohlgeordneten Kassen gleichfalls Ebbe herrschte, sich bestimmen lassen, für zehntausend Gulden Silbers herzugeben.

Der Doktor rief die Manen des Paracelsus an und wischte sich den Schweiß von der Stirn, als er das Boudoir der Gräfin betrat; er mußte sein Sprüchlein von den Hundstagen wiederholen, bis jetzt hatte er keinen Erfolg gehabt.

Die Sonne sei hierzulande gar schwach, sagte er, es wäre leichter gewesen, das Experiment in Portugal oder Indien zu machen. Auch das heimische Vitriolöl sei schlecht, die Öfen im Murgtal altmodisch und klein – einen neuen müßte man bauen. Und da der Angriff die beste Verteidigung ist, schlug er der Gräfin vor, in Rothenfels, auf ihrem eigenen Boden, einen Ofen anzulegen, der ihm das so notwendige Ingredienz liefern konnte.

Die Gräfin hatte schon vielerlei versucht, um zur kargen Apanage einen Zuschuß zu gewinnen. Die Hoffnung, durch den markgräflichen Schutzjuden Oppenheimer zu Frankfurt in holländischen Konsols zu spekulieren, war zerronnen, als die Franzosen sich in den Niederlanden festsetzten; aber die neuen Worte, die man weit öfter als in ihrer Jugend vernahm, Fabrik und Industrie, ließen sie nicht los.

Schrickel wußte zu gut, wie magisch sie in den Ohren der vollblütigen Frau klangen, die auf den Reisen mit ihrem Mann mancherlei gesehen, aber alles in allem nur eine kleine, kurzgehaltene Ehefrau war. Er nahm seinen Vorteil wahr. Statt sein Geheimnis für eine halbe Million an die ostindische Kompanie zu verkaufen, habe er es gegen die Aussicht auf elende sechzigtausend Gulden Serenissimo gegeben und die Silberbarren, wenn sie erst Gold geworden, obendrein. Die markgräflichen Finanzen, das ganze Land könnten daran gesunden, und die Frau Gräfin werde in Geld schwimmen, wenn sie erst das Monopol für das Vitriolöl habe.

Sie seufzte und ging vom Käfig des Papageis, der aus den Vögeln der chinesischen Tapete herausgezaubert zu sein schien,

zum Fenster, das sich auf die Schloßfreiheit öffnete. Die Wache präsentierte gerade: Tunichtgut Louis, Sorgen- und Lieblingssohn des Markgrafen in reiferen Jahren, näherte sich dem Portal. Es wäre schwer zu entscheiden gewesen, wer von ihnen beiden die größeren Schulden hatte, sie oder er – wenn man die hinzunahm, die Louis als preußischer General gemacht hatte, vielleicht er. Wie ein Übernächtiger in den hochgeschlagenen Mantel gehüllt, kam er daher, mürrisch, als sei nicht der Frühling über die Alpen geflogen.

Die Wache hatte kaum abgesetzt, als ein Reisewagen anrollte, mit Staub und Kot bedeckt. Ein Offizier in fremder, grüner Uniform sprang heraus; soviel sie davon verstand, war es eine russische – der Zar gab den Schwiegereltern Nachricht.

Schrickel, der ein Hofmann war, hatte sich mit der Gräfin erhoben und schaute ihr auf den Hals. Sie stand in den Jahren, in denen Frauen ihrer Art stärker zu werden beginnen. Der Nacken und auch die Büste besaßen nicht mehr die Schlankheit von ehemals, aber sie hoben sich weiß von Haar und Augen ab – mit ihren vierunddreißig Jahren war sie noch immer eine schöne Frau.

»Schrickel«, sagte sie sich umdrehend und hob zum Zeichen, daß das, was sie nun sagte, für niemand anders bestimmt war, die Hand, »ich brauche Ihre Hilfe bei einem französischen Brief, und er muß mit der größten Verschwiegenheit an Moreau gehn – es stimmt doch, daß er noch im Lande steht?«

Das schon, aber er begriff nicht, was sie vom französischen Höchstkommmandierenden wollte.

»Moreau soll den Brief dem Ersten Konsul übermitteln, auch Reitzenstein darf nichts davon wissen.«

Der Arzt war seit vielen Jahren Ratgeber der verschlagenen Frau, und er kannte ihre geheimsten Wünsche, die nach einem höheren Titel für sich selbst und nach Anerkennung des Nachfolgerechts für ihre Söhne gingen. So nahm er an, es handle sich um diese Dinge, aber sie belehrte ihn eines anderen.

»Rothenfels und das Vitriol sind gut«, sagte sie, »aber Gengenbach ist besser.«

Er spitzte die Lippen, fast hätte er einen Pfiff hören lassen und sie es ihm vielleicht nicht übelgenommen, sie war nicht schwierig mit denen, die sie in ihre Geheimnisse zog. In den vierzehn Jahren ihrer Ehe, setzte sie ihm auseinander, hatte Karl Friedrich ihr nichts als die Nutznießung eines Pfarrdorfs zugewandt.

Jetzt, wo das Land vor großen, vielleicht ungeahnten Erwerbungen stand, kam der Augenblick, um sich in den Besitz unmittelbarer Einkünfte zu bringen. Den geistlichen Fürsten war es vom Schicksal bestimmt, die Kosten der allgemeinen Bereicherung zu tragen – so hatte sie für sich und ihre Kinder die Abtei Gengenbach ausgesucht, und wenn einer ihr dazu verhelfen konnte, war es Bonaparte.

Ein fetter Bissen, gab Schrickel zu; aber wußte sie auch, wie es in Paris herging? Bonaparte würde ihr Anliegen kühl an Talleyrand weitergeben, und Talleyrand hatte seit Wochen nichts zu tun, als mit der einen Hand solche Bittgesuche deutscherseits bündelweise entgegenzunehmen und die andere für Bestechungsgelder hinzuhalten. Württemberg, Bayern, Baden selbst, die Reichsritterschaft, die um ihr Dasein zitterte, der Fürstenberger, der Leiningen, der Hesse, um nur von Süddeutschland zu reden, alle bewarben sich um die Gunst des Ministers, und der Weg zu ihm wiederum wurde von seinen Sektionschefs, Sekretären und selbst Lakaien noch versperrt. Gengenbach war Talleyrand mindestens fünfzigtausend Franken in die eigene Tasche wert – woher sie nehmen?

»Schon gut«, erwiderte sie und dachte an die russische Nachricht, »der Heimfall Gengenbachs ist nicht von Talleyrand abhängig, auch ohne Bestechung kann es nur an Baden kommen.«

Sie zog aus dem Akajouschreibtischchen ein Blatt, auf das sie den deutschen Text geschrieben hatte. Schrickel las ihn kopfschüttelnd: »Geleitet vom Vertrauen, daß der erste Feldherr Europas zu gleicher Zeit der ist, der das großmütigste und edelste Herz besitzt, wage ich . . .«

»So darf die Frau des Markgrafen nicht an jemand schreiben, der noch gestern der Feind Deutschlands war«, sagte der Arzt.

Sie nahm einen Bleistift, strich das Wort Feldherr aus und ersetzte es durch Staatsmann: jetzt paßte es auf Talleyrand, wenn er der war, an den man sich wenden mußte. Schrickel zog sich aus dem Auftrag, der ihm nicht gefiel, indem er erklärte, sein Französisch reiche nicht aus. Sie zuckte die Schultern und schloß das Blatt ein.

»Aus dem Vitriol wird, fürchte ich, Essig werden«, meinte sie; aber bei dem Handkuß, mit dem sie ihn gnädig verabschiedete, fügte sie hinzu, daß noch nicht aller Tage Abend sei. Ihre Blicke kreuzten sich; er wußte manches von ihr, und wenn sie Prinzes-

sin werden wollte, so er Geheimer Rat und, warum nicht, adlig.

Um das Gesicht zu wahren, erinnerte er beim Abgang an seine Autorität: Er erkundigte sich, was die Jüngsten machten – Klein-Amalie hustete nicht mehr? Wenn es der Gräfin recht war, schaute er dem Kind in den Hals, die Bräune ging in dieser Jahreszeit um.

Das Kinderzimmer lag auf demselben Stockwerk nach hinten, und es schien, daß die Gräfin gerade im richtigen Augenblick gekommen war, um an Stelle der hilflosen Kinderfrau die zornige Versicherung der blondgelockten Amalie entgegenzunehmen, daß sie keine alten, sondern junge Hühner essen wolle.

Das Fenster ging auf den Hühnerhof, und Amalie hatte sich mit dem fünfjährigen Max damit vergnügt, den Tieren die Reste vom Frühstück hinunterzuwerfen. Zwei Küchenmägde waren gekommen, um Hühner zu schlachten, die eine hatte zur anderen gesagt, sie solle alte fangen, für die dummen Kinder seien sie gut genug.

»Ich bin nicht dumm, und Max ist auch nicht dumm, und junge Hühner schmecken viel besser als alte«, sagte das Mädchen mit blitzenden Augen. Die Gräfin zog sie lachend an sich und küßte den kleinen genußsüchtigen Mund; der Doktor rieb sich meckernd die Hände: damit konnte er drei Tage lang bei seinem Rundgang die Familien entzücken.

2

Als die Gräfin ins Boudoir zurückkehrte, hörte sie schon vor der Tür den Papagei: Prinz Louis, den der Vogel nicht leiden konnte, stand im Zimmer. Sie nahm einen Schal und drohte, ihn über den Käfig zu hängen. Alsbald gab Papageno nach; seine Neugier zu stillen, war ihm wichtiger als sein Zorn; das Ärgste hatte er sich sowieso vom Herzen geschrien.

Es klopfte; der Kammerherr trat ein und fragte an, ob die Frau Gräfin für zwölf Uhr wie gewöhnlich den Wagen wünsche;

auch warte Fräulein von Monthiver, um sich vorzustellen.

Ja, sie fahre aus, und Fräulein von Monthiver möge sich gedulden, erwiderte sie; der Kammerherr zog sich zurück.

»Die kleine Monthiver ist das?« sagte Louis, der sie im Vorzimmer hatte sitzen sehn; »nicht übel für ein Hoffräulein, ich würde sie an deiner Stelle nehmen.«

»Woher weißt du, daß ich jemand brauche?« fragte sie.

»Von ihrem Vater, der mich schon neulich bat, ein Wort der Empfehlung bei dir einzulegen, was hiermit geschieht.«

»Für Amalie wäre das Grund genug, die Kleine unbesehn fortzuschicken.«

»Amalie wählt Vogelscheuchen aus, und da du nichts tust, was Amalie tut . . .«

»Wir werden sehn. Du bist nicht in den Geheimen Rat gegangen?« erkundigte sie sich.

»Ich war dort«, erwiderte Louis, »und habe mich gedrückt, als die Hauptsache vorüber war. Du weißt? Paul, Alexander?«

»Ich weiß. Wer war der russische Offizier?«

»Kapitän Gayling, ein so guter Badener wie ich.«

»So, der. Was erzählte er?«

»Dummer Kerl, der den Diplomaten spielen will. Alexander unschuldig wie ein Konfirmand – dabei ist ganz klar, daß er die Finger im Spiel hatte, weil der verrückte Paul ihn und seine halbe Familie einsperren wollte. Sie sind ein bißchen weiter gegangen, als er gewünscht hatte, und haben seinen Vater kurzerhand mit einer Schärpe erwürgt, als er, statt abzdanken, nach der Waffe griff. Wennschon, dennschon, sie haben reinen Tisch gemacht.«

Die Gräfin schauerte zusammen; der Prinz, der Reithosen trug, streckte die Beine weit von sich und schnupperte an dem Glas, aus dem sein Vater getrunken hatte.

»Etwas der Art«, sagte er, »täte mir gut, deswegen habe ich bei dir hereingeschaut. Laß nur, ich bin mit einem Korn und einem Glas Wasser zufrieden.«

Es war alles zur Hand, sie stellte drei übermalte Karäffchen vor ihn, die Enzian, Wodka und Himbeergeist enthielten. Er füllte das halbe Glas mit Wodka, goß Wasser nach und trank das Ganze mit einem einzigen durstigen Zug. Die unsichere Hand verriet noch mehr als das Rot der entzündeten Augen, daß er die Nacht mit seinen Trinkkumpanen verbracht hatte. Er war vier Jahre älter als die Gräfin, die er Mutter nennen